

## LEITHA UND LETHE

### Symbolische Räume und Zeiten in der Kultur Österreich-Ungarns Budapest, 14.-16.11.2002

von Nicolas Pethes (Stanford)

Die jüngere Renaissance der Kulturwissenschaften hat das ›kulturelle Gedächtnis‹ als Instanz der Identitätsstiftung und Kontinuitätssicherung für Gruppen, Gemeinschaften und Nationen entdeckt. Das Gedächtnis einer Kultur bildet sich aus historischen Stätten, Denkmälern und offiziellen Mythen – Räumen und Zeiten also, denen selbst eine Raum und Zeit übergreifende Bedeutung zukommt. Kunst und Literatur spielen für diese Bedeutungsstiftung nicht nur aufgrund ihrer Funktion, in symbolischen Räumen einheitsstiftende Mythen und Bilder zu erzeugen und zu tradieren, eine besondere Rolle. In gleicher Weise erlauben ihre Inszenierungen auch die Kritik der Einheitsmythen. Man muss nur einen Moment lang an Robert Musils *Mann ohne Eigenschaften* denken, um ein Beispiel für dieses ironische Gedächtnis vor Augen zu haben: Musils monumentales Fragment lässt das »Kakaniens« der Habsburgermonarchie noch einmal zur Gänze auferstehen, nur um zu zeigen, wie jedes einzelne ihrer Elemente die Signatur des Untergangs an sich trägt.

Die österreichisch-ungarische Doppelmonarchie ist ein besonderer geeigneter Gegenstand, um den allenthalben vorherrschenden Optimismus zu dämpfen, in Fragen des kulturellen Gedächtnisses und der kollektiven Symbolstiftung habe man es mit einem Paradigma gelingender Vollzüge zu tun. Einheit war im k.u.k. Staatengebilde von vorne herein weder gegeben noch – etwa aus der emanzipatorischen Perspektive Ungarns – erwünscht. Der politischen Einheitssymbolik aus Wien stand die Vielzahl nationaler Subsymboliken entgegen, die sich wechselseitig ersetzten, irritierten und bekämpften. Der Grenzfluss zwischen Cis- und Transleithanien, die Leitha, symbolisiert keinen stabilen Gedächtnisort, sondern ist immer auch ein Fluss des – mitunter absichtsvollen – Vergessens, der Lethe.

Unter dem Titel *Leitha und Lethe* widmete sich eine von Amália Kerekes, Alexandra Millner, Peter Plener und Béla Rásky im Rahmen der Zusammenarbeit zwischen der ELTE Budapest und der Universität Wien im FWF-Projekt *Herrschaft, ethnische Differenzierung und Literarizität. Fremd- und Selbstbilder in der Kultur Österreich-Ungarns 1867-1918* organisierte Konferenz der Frage, wie sich ein kulturelles Gedächtnis unter derartigen Bedingungen ausbildet, behauptet und wandelt. Die Einheitlichkeit der Kulturbegriffs stand dabei von vornherein zur Disposition: In seinem Eröffnungsvortrag schlug der Münsteraner Literaturwissenschaftler und Systemtheoretiker Siegfried J. Schmid vor, ›Kultur‹ nicht als Ansammlung von konkreten Einzelphänomenen zu fassen, sondern als »Problemlösungsprogramm einer Gesellschaft bzw. als der sozial sanktionierte Mechanismus der Verknüpfung, Bewertung und Interpretationen der Unterscheidungssets, die im Wirklichkeitsmodell einer Gesellschaft zur Verfügung stehen.«

Die theoretische Latte war damit hoch gelegt. Dass die nachfolgenden Tagungsbeiträge sie nicht rissen, verdankte sich vornehmlich der Tatsache, dass der Absprung doch zumeist vom festen Boden konkreten Untersuchungsmaterials genommen wurde. So zeichneten Amália Kerekes und Peter Plener anhand der Weltausstellungen in Wien (1873) sowie der Landes- bzw. Millenniumsausstellung in Budapest (1885, 1896) die Konkurrenz zwischen Dualismus, nationalen Stereotypisierungen und Konstruktionen des Fremden nach. Die durch derartige Inszenierungen immer wieder aufwändig konstruierte Versöhnung der Reichsteile schien nach dem verlorenen Weltkrieg und der Neudefinition der Grenzen obsolet. Hatten nationale Stimmen in Ungarn bislang das Habsburgerjoch beklagt, so wurde die Monarchie nun im Angesicht des berüchtigten Trianoner Friedensvertrags nostalgisch verklärt. Éva Kovács ging der Konstruktion des Zentralmythos ›Trianon‹ nach und setzte ihr eine empirische Analyse des Alltagslebens in den betroffenen Grenzregionen selbst – im geteilten Komárom nämlich – entgegen. Während man in der Landesmitte die Opferrolle pflegte, legten die Betroffenen vor Ort Pragmatismus im Umgang mit der neuen Grenze an den Tag.

An solchen Beispielen wird die »Kluft zwischen nackten Tatsachen und der öffentlichen Meinung« deutlich, die Edit Király an den verschiedenen Interpretationen und Uminterpretationen der Geschichte von Graf István Széchenyi nachzeichnete. Széchenyi hatte sich 1860 im österreichischen Exil das Leben genommen. Ob dieser Freitod aber Dokument seiner geistigen Umnachtung oder nationales Blutzeugnis war, hing stark von den Interessen der jeweiligen Erinnerungskonstruktion ab. Nicht zuletzt aufgrund dieser konstruktiven Dimension

kehrten die Vorträge in Budapest immer wieder zur Literatur als demjenigen Diskursraum zurück, der die Debatten um das Staatengebilde »Kakanien« in gedächtniskonstitutive Allegorien bündelt: Stephan Dietrich analysierte die entgegen der gängigen Moderne-Topoi klar strukturierte Großstadtwahrnehmung in Robert Müllers *Tropen*, Wolfgang Müller-Funk das Wechselspiel zwischen Tradition und Innovation im Roman *Altneuland* des Budapesters Zionisten Theodor Herzl und Clemens Ruthner dekodiert in seiner postkolonialen Lektüre des »Traumreichs« aus Alfred Kubins *Die andere Seite* dessen Anleihen bei der kaiserlich-königlichen Realität.

Der ungarischen Literatur aus dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts und ihrer Artikulation einer paradoxen »monarchischen Identität« widmete sich Endre Hárs, während Alexandra Millner an Wilhelm von Wartenebgs Festspiel *Alt-Österreich* erinnerte, in dem die Allegorie »Austria« sich mit ihren traditionsreichen Schwestern Fama, Klio und Fabel auf die wichtigsten Toten der Monarchie zu einigen versucht.

Für eine solche »allmähliche Verfertigung der nationalen Geschichte beim Begraben« (Edit Király) gab es in Budapest somit reichlich Anschauungsmaterial. Siegfried J. Schmidt mahnte in der vorbildlich strukturierten und systematisierten Abschlussdiskussion aber dennoch an, die Auswahl dieses Materials stärker zu reflektieren. Warum man sich ausgerechnet an die schöne Literatur wende, um kollektive Identitätsbildungen zu beobachten, verdiene eine Rechtfertigung auf der Eben der Beobachtung zweiter Ordnung. In diesem Sinne betonte Magdolna Orosz den Aspekt der Interdisziplinarität, während Peter Stachel für die Berücksichtigung der Medienvielfalt warb und außerdem anmerkte, dass viele Gedächtnisorte erst durch die kulturwissenschaftliche Beschäftigung – und also *ex post* – zu solchen werden.

Ohne die Qualität der Vorträge im mindesten schmälern zu wollen, verdient als Höhepunkt der Konferenz die Exkursion *Verwischtes Budapest – Dunkle Erinnerungen* genannt zu werden. Die Veranstalter führten die Tagungsteilnehmer zu all den Budapesters Stätten, an denen die Denkmäler und Spuren der Geschichte *nicht* mehr zu sehen sind, wo aber – davon konnte man sich durch einen Blick in den vorzüglich gestalteten Katalog überzeugen – vor 13, 46 oder 55 Jahren noch Wegmarken der ungarischen Hauptstadtgeschichte standen: Die Kirche am Rand des Stadtwäldchens, die Rákosi zerstören ließ, Stalins 1956 geschliffene Statue gleich nebenan, die Gedenkstätte für den Räteführers Béla Kun auf der geschichtsträchtigen Budaer Blutwiese oder das Ostiapienko-Denkmal, das westliche Touristen bis 1989 im Namen der sovjetischen Besatzer in Budapest willkommen hieß. In der kollektiven Erinnerung sind diese und andere Gedächtnisorte nach wie vor präsent, realiter sind sie inzwischen im großen Freilichtmuseum *Szoborpark* im Süden Budapests versammelt, einem wahrhaft symbolischem Raum für die Geschehnisse des kulturellen Gedächtnisses in Mittelosteuropa.

